

Verlorene Städte

Potosi	1
Potosi—Filmtext	1
Shibam	4
Shibam—Filmtext	4

Potosi

Potosí ist ein lebendiges Erbe der Menschheit. Es besteht aus einem kegelförmigen Berg in den Anden Boliviens, in dem es einmal die reichsten Silberminen der Welt gab. Am Fuß des Berges befindet sich die Stadt Potosí mit einem kunstvollen Bewässerungssystem und Aufbereitungsanlagen für das Silbererz. Im 17. Jahrhundert war die Blütezeit dieser Stadt. Da war Potosí wegen seines Silbers so bedeutend wie London, Paris oder Berlin.

Dieser Prunk der Kolonialherren kann nicht erhalten werden, die Stadt verfällt langsam. Auch wenn es hier keine Zwangsarbeit mehr gibt, suchen jeden Tag 4000 Indios auf primitive Weise nach den Resten von Silber, Zinn und Blei, denn eine andere Arbeit gibt es hier für sie nicht.

Der Teufel - der Schutzpatron der "mineros" - erzählt im Film die traurige Geschichte von Potosí und seinem einst so reichen Berg, von der Zwangsarbeit unter Tage, er führt durch Stadt und begleitet zu einem Fest, auf dem die Indios ihrer Mutter Erde, ihrer Gottheit Pachamama ein weißes Lamm opfern.

Buch und Regie:Albrecht Heise
Kamera: Peter Wendt

Potosi—Filmtext

Hier oben, im Cerro Rico, dem reichen Berg, hier oben bin ich der Chef. Ich - der Teufel.

Ein bisschen ans Saufen gekommen in den letzten 450 Jahren und ans Rauchen. Sie nennen mich Onkel. Ich soll sie vor Unglück und dem Tod bewahren, denn es ist gefährlich hier. Sie selber saufen auch und rauchen und kauen auch noch Koka, weil sie es sonst nicht aushalten können hier drinnen bei mir. Schnaps aus

Zuckerrohr, 96 Prozent Alkohol. Das heizt. Die Männer von innen und mich von außen. Irgendwann um 1500 haben die Inka auf meinem Berg durch Zufall Silber entdeckt, viel Silber, und sie haben deshalb zu meinen Füßen die Stadt Potosí gegründet - 4.000 Meter über dem Meer.

Aber dann haben sich die Spanier über die Silberstadt hergemacht, über meinen reichen Berg, über fast den ganzen Kontinent. Der Berg und die Stadt Potosí gehören heute zum Weltkulturerbe der UNESCO - und ich, der Teufel, natürlich auch. Trotz der vielen Kirchen. Etwas schäbig geworden ist dieses Potosí inzwischen. Dabei war es einmal - wegen des Silbers - die mächtigste Wirtschaftsmetropole der Welt, im 17. Jahrhundert. So groß wie damals Paris oder London. Jetzt gehört Potosí fast schon wieder ganz den Indios, denn die spanischen Eroberer sind längst vertrieben, und jetzt verlassen auch deren weiße Erben die Stadt. Der Berg ist ausgeraubt. An diesen größten Raubzug der Kolonialgeschichte erinnert vor allem die MONEDA, die Münze der Spanier. Bacchus grüßt aus seligen Zeiten. Walzwerk aus Holz und Eisen. Hier wurde das Silber zu Blech geformt. Im Keller der Antrieb. Sklaven hatten aus dem Blech dann die Münzen zu schlagen. Geld tonnenweise, das dem spanischen Adel in Europa sein Lotterleben finanzierte. Alles unter dem wohlgefälligen Auge der Kirche, die von der Beute den ihr gebührenden Anteil bekam. Papst und König als Partner. Und Maria in Gestalt meines reichen Berges. Inzwischen lohnt hier nicht einmal mehr der Abbau von Zinn.

Die staatliche Mine ist seit Jahren geschlossen. Und doch zieht es täglich Tausende Mineros hinauf zum Silberberg, vorbei am Bergarbeitermarkt mit Grubenlampen, Hämmern und Meißeln, Dynamitstangen und Zündschnüren. Noch ein Tütchen Karbid für die Gaslampe und weiter ziehen sie bergauf zu Kokablättern, Schnaps und Zigaretten. Keiner würde sich trauen, ohne Drogen in den Berg zu gehen. Denn im Berg warten ja ich - und der Tod. Sie müssen zu mir in den Berg, denn andere Arbeit gibt es nicht. 7000 kommen jeden Tag in kleinen Gruppen, Kooperativen von zehn, zwanzig Mann. Wie die Ameisen kommen sie von allen Seiten zu mir in den Berg gekrochen, um nach Resten von Silber, Zinn und Blei zu suchen. Dieser Berg ist nach 450 Jahren wie ein von Maden durchlöcherter Kadaver. Sie kommen trotzdem. Die Backe dick von Kokablättern, dann spüren sie die Gefahr, den Hunger und die Kälte nicht. Seit der große Silbersegen aus dem Berg versiegt ist, geht es drunten in der Stadt auch den Kirchen nicht gut. Reiche Minenbesitzer, die früher gern mal so eine Kathedrale stifteten, gibt es schon lange nicht mehr. Und auch für den Unterhalt sind jetzt die Leute zu arm - der Staat sowieso. Selbst der Tourismus bringt nicht genug ein. Denn so grandios die alten Baudenkmäler auch sind - bei 4000 Metern Höhe ist Potosí nicht jedermanns Sache, außerdem schwer

zu erreichen, und die Unterbringung ist dürftig. Touristen also werden diese an Kunst so reiche Stadt nicht retten.

Hier fehlen längst die Glocken - Und von Santa Barbara, der ältesten Kirche, steht nur noch der Turm. Nur in meinem ausgehöhlten Berg pulsiert noch das Leben - wie vor 450 Jahren. Die Mita, die Zwangsarbeit ist abgeschafft. Damit hatten die Spanier jedes Andendorf weit und breit gezwungen, Arbeiter für ihre Silberminen zu stellen. Millionen von Indios krepiereten daran. Aber auch heute wird hier kaum einer älter als 40. Wenn die Zündschnur brennt, bleiben ihnen vier bis fünf Minuten, sich in Sicherheit zu bringen - soweit hier von Sicherheit überhaupt die Rede sein kann. Hier ist schon so viel Dynamit explodiert, dass der ausgehöhlte Berg langsam morsch in sich zusammensinkt und jetzt nur noch drei Viertel seiner ursprünglichen Höhe hat. Sackt er einmal plötzlich ganz zusammen, dann wird er Tausende unter sich begraben. Am sichersten fühlen sie sich eben doch bei mir. Immer gegen Mittag kracht im ganzen Berg das Dynamit. Wenn sich der Staub gelegt hat, schaffen sie das abgesprengte Gestein aus der Mine. Draußen sortieren Frauen die wenigen erzhaltigen Brocken heraus. Einmal pro Woche holt ein Lastwagen die magere Ausbeute ab. Um die zehn Dollar gibt es pro Tonne. Früher trugen Lamas das Erz zu den Aufbereitungsanlagen. Dort wird es, wie früher, fein zermahlen, mit Wasser und Chemikalien versetzt, gerührt, gewaschen, bis am Ende ein Konzentrat zurückbleibt. Und wie vor Jahrhunderten setzen sie dabei Quecksilber ein. Das verseucht die Gewässer von hier bis nach Buenos Aires, wo der Rio de La Plata zum Quecksilberfluss wurde. Das Frischwasser bezogen die Spanier aus einem kunstvoll angelegten System von Talsperren und Lagunen in den Bergen oberhalb Potosís. Es funktioniert heute noch und gehört auch zum Kulturerbe, wie die teilweise noch intakten Aquädukte und die Ruinen der Aufbereitungsanlagen von damals. Deren Technik war im Prinzip die selbe wie heute. Nur nutzte man Wasserkraft, wo sich heute Elektromotoren drehen. Und nicht mehr die Lagunen liefern das Wasser, sondern Brunnen. Mehr haben sie nicht dazugelernt in 450 Jahren - in Sachen Umweltschutz gar nichts.

Bevor die Spanier kamen und die Missionare, hatten die Indios ihre uralte eigene Religion, kannten weder Papst noch Teufel. Diese Indios lassen heute den christlichen Glauben einen Tag lang beiseite und feiern ein indianisches Fest: Sie opfern Pachamama, ihrer indianischen Gottheit Mutter Erde, ein weißes Lama. Sein Blut soll Haus und Mine Glück und Reichtum bringen. Dazu gibt es für alle, auch für Mutter Erde, reichlich Kokablätter, Schnaps und Bier. Der alte indianische Ritus hat Jahrhunderte christlicher Unterweisung unversehrt überstanden. Das Fleisch des Lamas werden sie in einem Lehmofen auf Holzkohle garen und gemeinsam verzehren, damit Frieden herrsche zwischen ihnen.

Und auch Pachamama bekommt ihren Teil. Die Eingeweide und Innereien.

Sie werden sie vor meiner Tür, im Grubeneingang, vergraben.

Buch und Regie: Albrecht Heise

Shibam

Shibam, das sind 500 Hochhäuser aus Lehm auf engstem Raum, eine Skyline, die an Manhattan oder Chicago erinnert. Nur liegt Shibam in der Wüste, ist fast 2000 Jahre alt und war einst Hauptstadt der Oase Hadramaut im Jemen, eine reiche Stadt am Ausgangspunkt der Weihrauchstraße. In Hochhäusern lebte man aus Sicherheitsgründen, denn der Reichtum lockte stets fremde Krieger. Heute fühlen sich nur Touristen noch von Shibam angezogen. Die Shibamis selber ziehen nach und nach aus, denn es gibt längst keinen Grund mehr, in Hochhäusern zu wohnen - so eng beieinander. Deshalb ist die Stadt dem Verfall preisgegeben. Unaufhaltsam bröckelt die Skyline aus Lehm. Shibam steht auf der Liste der bedrohten Denkmäler des Weltkulturerbes.

Buch und Regie: Albrecht Heise

Kamera: Rüdiger Kortz

Shibam – Filmtext

Im heißen Süden Arabiens, zwischen der Wüste Rub al Khali und dem Golf von Aden: die Oase Hadramaut und dort diese Stadt: Shibam. 500 Hochhäuser - alle aus Lehm - ganz dicht beieinander. Manch Reisender ist an Chicago erinnert. Nur baut man im Jemen schon seit 2000 Jahren so hoch. Flüchtlinge waren es, die im 3. Jahrhundert in Shibam solche Hochhäuser hatten - im Stil ihrer Heimatstadt Shabwa, der antiken Hauptstadt von Hadramaut - 150 Kilometer östlich von Shibam.

Von Shabwa hatten sie fliehen müssen, weil Fremde den Ort erobert hatten, geplündert und zerstört. Bis zu ihrer Flucht waren es wohlhabende Händler. Und auch in Shibam kamen sie rasch wieder zu Reichtum - und Macht. Shibam, strategisch günstig an der Weihrauchstraße gelegen, wurde bald die neue Hauptstadt von Hadramaut. Aber das ist lange her. Am Handel mit Weihrauch, Myrrhe und Safran sind hier keine Reichtümer mehr zu verdienen, seit die Schätze Arabiens auf dem Seeweg nach Europa reisen und nicht mehr mit Karawanen über Shibam. Doch vieles erinnert noch an die guten Zeiten. Und an den Neid der Fremden, vor denen man immer auf der Hut sein musste. Jedes Haus eine Festung:

Schießscharten in der Nähe der massiven Haustür. Dahinter der Stall. Darüber Lagerräume mit kleinen, leicht zu verteidigenden Fenstern. Darüber erst die Wohnung der Familie.

Und was für eine Wohnung! Einziger Nachteil: Rundum Nachbarn. Kaum ein Ort, der ganz privat ist. Selbst auf dem Dach ist man niemals allein. Bei dieser Enge hat es viele Söhne der Stadt hinausgetrieben in die Welt. Auf der Suche nach einem Lebensunterhalt zogen sie nach Westen, Süden, Osten. Sie waren es, die den Islam nach Nordafrika brachten, sogar bis nach Spanien. Nach Ostafrika und Indonesien.

Der Unternehmungsgeist von Shibams ehemals stolzen Söhnen ist wieder eingeschlafen. Selbst Hauptstadt ist man seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr. Die wurde ins nahe Sejun verlegt. Hier herrschten die Kathiris in ihrem prunkvollen Sultanspalast - bis 1967. Heute ein Museum. In Shibam ist der Sultanspalast der Qaitis jetzt Sitz der Verwaltung, und wird deshalb noch instandgehalten. Viele der privaten Hochhausbesitzer von Shibam haben für solche Schutzmaßnahmen kein Geld. An den meisten Häusern nagen ungehindert Wind und Wetter. Sehr lange wird diese Skyline nicht mehr bestehen. Shibam wird bereits auf der Roten Liste der besonders bedrohten Kulturdenkmäler geführt. Lehm ist kein Baustoff für die Ewigkeit. In den Gassen Ausverkaufsstimmung. Truhen, Möbel, Haushaltsutensilien.

Touristen, die einzig möglichen Kunden, sind selten geworden. Dabei ist diese Stadt wahrhaft einzigartig. Nicht nur wegen der Hochhäuser aus Lehm. Hier finden sich Minarette in der Form portugiesischer Kirchtürme. Die gibt es nur hier. Oder klassizistische Säulen als Ornament im Lehmverputz. Jugendstil, der nicht direkt aus Europa kam, sondern auf dem Umweg über Asien. Heimgekehrte Auswanderer, die in Fernost zu Geld gekommen waren, bauten sich hier Paläste - im Stil der europäischen Kolonialherren Asiens, der Portugiesen also, der Holländer und Briten. Shibam, die Stadt ihrer Väter, vor dem Verfall zu retten, war nie das Anliegen der immer noch beträchtlichen Auslandsgemeinde. Nein die Summen, die sie ihren armen Verwandten daheim zukommen lassen, werden immer bescheidener. Der Geldwechsler merkt es ganz deutlich.

Auf dem 50-Rial Schein die Skyline von Shibam, wie es sie bald nicht mehr geben wird. Shibam war seit seinem Bestehen von florierender Landwirtschaft umgeben, die die Stadt ernährte. Bis 1967 die Kommunisten Südjemens dies alles zu Kolchosen machten. Und nach dem Ende des Kommunismus wusste niemand mehr, wem früher was gehört hatte. Deshalb blieb es ungenutzt und unbewässert. Inzwischen verdorren die letzten Palmen, und die Reste des kunstvollen

Bewässerungssystems versinken in Sand und Lehm. In der Stadt reißt der Regen immer neue Lücken in die eindrucksvolle Silhouette. Viele Häuser stehen leer - dem sicheren Verfall preisgegeben. Denn die einstigen Bewohner sind fortgezogen, weil man außerhalb Shibams viel bequemer lebt. Nur um den Erhalt der Moscheen kümmern sich noch die Frommen. Wer bleiben will, solange es geht, greift jetzt zum Flicker schon zum schnöden Beton.

Die Herstellung von Lehmziegeln war einmal ein lohnendes Gewerbe. Heute wird der Baustoff als primitiv verachtet, obwohl er ideal ist für dieses Klima und man angenehm darin wohnt. Nein: mit Lehm werden nur die sehr alten Häuser noch repariert, weil der Denkmalschutz das verlangt. In der ganzen Stadt ist kein einziger Neubau in Arbeit. Denn: Es gibt schon lange keinen vernünftigen Grund mehr, in solchen Hochhäusern zu bleiben - so dicht beieinander. Dies ist das letzte neue Hochhaus in Shibam. Deutsche Entwicklungshelfer versuchen, den Niedergang aufzuhalten, die Stadt wieder attraktiv zu machen. Bleiben sollen die Leute statt abzuwandern. Sie sollen Shibam nicht aufgeben, sondern erhalten. Aber: Für wen? Wozu noch in der Festung wohnen, wenn weit und breit kein Feind mehr droht? Die Zeit der stolzen Stadt aus Lehm ist abgelaufen. Und wie der Ruhm, so sind auch die Mauern von Shibam vergänglich.

Buch und Regie: Albrecht Heise